

Saltsche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Geilichstraße 87.

Halle a. S., Montag 23. August 1897.

Berliner Bureau Berlin SW, Hamburgerstraße 8

Deutsches Reich.

Der Kaiser hat im Schloße Wilhelmshöhe gestern Vormittag den Chef des Militärkabinetts, General von Sahrne, zum Vortrag empfangen.

Für den Aufenthalt des Kaiserpaars in Koblenz am 21. August und 1. September ist jetzt das Programm definitiv festgestellt worden. Am letzten Tage gibt der Kaiser den kaiserlichen Privatjagden ein Festessen.

Die Annahme, daß der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. von Wiquel in den nächsten Tagen schon nach Berlin zurückkehren werde, dürfte sich als irrtümlich erweisen. Wie die „Neue Berl. Korrespondenz“ erzählt, hat der Minister Dr. von Wiquel einen offiziellen Urlaub von sechs Wochen genommen, von dem bis jetzt erst 14 Tage verstrichen sind. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß ein Minister seinen Urlaub aus wichtigem Anlaß unterbricht. Ein solcher Fall liegt aber gegenwärtig nicht vor und ist auch nicht zu erwarten, da Herr von Wiquel auch während des Urlaubs die wichtigsten Ressorts und Staatsministerien fortlaufend bearbeitet. Seine Rückkehr nach Berlin ist demnach erst im zweiten Drittel des September zu erwarten.

Zu dem bevorstehenden Jagdausflug hat der Kaiser in Ungarn wird dem „Bud. Tagbl.“ aus Bünsfelden geschrieben:

Für die Weiere, in welchen der deutsche Kaiser mit unterm König von Ungarn jagt, sind die Jagden finden in vollem Umfang, wo sie geplant gewesen, statt. Vieles ist die Jagd verbreitet gewesen, doch auch eine Ueberfülle von Jagd ohne Wirkung hätte bleiben müssen auf Jagden, welche fünf Wochen später stattfinden. Die Jagd ist falls. Die Donau gewissermaßen einen Schilfswald, der erst im Monat auftritt, so daß, abgesehen von der Schädigung des Wildbestandes, wohl auch das in Auge gefaßte Jagdobjekt unanfindbar geworden wäre. Auch als Kaiser Wilhelm vor vier Jahren zuerst in der Donau jagte, hatten langwierige Regen eine kleine Ueberfülle von Wasser herbeigeführt, es wurden fortwährend Furchen durchschnitten und das Jagdergebnis war kein befriedigendes. Um so mehr liegt dem Erzherzog Friedrich daran, daß sich nicht eine neuerliche Verschüderung der Jagden als nachteilig erweise. Der Erzherzog wird übrigens in allerhöchster Zeit persönlich die Weiere inspektieren. Die Hofgesellschaft werden wie dies ja auch vor vier Jahren der Fall war, von Lotis über Kelenföld bis nach Mohács dirigiert, wo Erzherzog Friedrich seine Jagd erwartet. Die Jagden für die Herren zu Fuß von der Eisenbahnstation bis nach Kelenföld, und dann auf den Dampfzug, der bei dem Dobrinaberg der überfluteten — Marzitz, Insel anläßt, wo Kaiser Wilhelm mit seiner Begleitung aufsteigt, um in der Morgenstunden auf Wasserweg zu fahren. König Franz Josef und König Albert von Sachsen fahren weiter bis Budaörs, von wo betreffende Hofjäger die Jagd-

gesellschaft in den Kaiser-Forest bringen. Die Ankunft hier erfolgt gegen 3 Uhr Morgens. Nach kurzer Zeit beginnen die Jagden, die auf vier Tage mit je einer Morgen- und Abendjagd vertheilt sind. Sonntag, den 19. September in später Nachtstunden erfolgt die Jagd von Mohács nach Pest, wo die Gemäher in der Schatzkammer in Stand gesetzt werden.

Der Minister des Innern Herr v. b. Reke hat am Sonnabend seinen Urlaub angetreten.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr von Marschall ist mit seiner Gemahlin von seinem Urlaub, den er bekanntlich theils auf dem Mtz, theils auf seiner Besichtigung Neuenheim bei Freiburg in Baden zugebracht hatte, wieder nach Berlin zurückgekehrt. Personen, die Gelegenheit hatten, den Staatssekretär zu sehen, berichten, daß sich sein Aussehen und Befinden gebessert haben, wenn er auch immerhin sich noch einige Schonung auferlegen muß. Der Kaufmann des Sonnabends hatte Herr von Marschall in seiner Wohnung, die sich in der Gartenstraße des Auswärtigen Amtes befindet, eine längere Unterredung mit dem stellvertretenden Staatssekretär, dem kaiserlichen Hofkammer v. Altonow. Bei dieser Gelegenheit soll Herr v. Marschall dem Wunsch zu erkennen gegeben haben, zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit noch einen längeren Aufenthalt in der Natur zu wollen, und es ist nicht zu zweifeln, daß von maßgebender Stelle diesem Wunsch nachgegeben werden wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte Herr v. Marschall noch für einige Zeit in Neuenheim in der Gegend von Freiburg verweilen. Die Nachricht, daß er einen Nachurlaub antritt, scheint die Annahme zu bestätigen, daß seine Persönlichkeit dem Reich in irgend einer Form erhalten bleiben soll, wobei freilich die Frage seines Gesundheitszustandes den Ausschlag geben würde. Jedemfalls wird er indeß den Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes nicht wieder übernehmen. Und das ist ein Glück!

Am Stelle des verstorbenen Generals der Kavallerie, General-Majors v. Albedyll ist der frühere Reichsstatthalter Graf Caprivi vom Kaiser zum Domherrn des evangelischen Hochstifts Brandenburg ernannt worden. Die Domherren in Brandenburg haben keine Funktionen auszuüben, die ihrem Titel entsprechen. Es sind meist hohe Beamte und Offiziere. So sind der frühere Ministerpräsident Graf Eulenburg, der Geheime Hofrath v. Bismarck, v. Wolff und der General der Infanterie v. Scharf Mitglieder des Brandenburgischen Domkapitels und bejagen als solche nicht unbedeutliche Einkünfte.

Der König von Rumänien ist mit Gefolge gestern Abend von Bistritz in Wiesbaden eingetroffen und hat im Kaiserhof Altesquartier genommen.

Für die von Reichstag beschlossene Resolution, wonach die Annahme und Befreiung gewöhnlicher Postbriefe an Sonn- und Feiertagen auf Entsendungen beschränkt werden

solle, hat sich keine einzige Handelskammer unbedingte ausgesprochen. Eine große Anzahl von Handels- und Gewerbetreibenden hat sich dagegen für die Verlegung der Postkassenstunden zur Annahme von Posten erklärt, und zwar soll der Nachmittagsdienst an den Sonn- und Feiertagen, sowie er dem Paketverkehr dient, vollständig abgehoben und die Paketannahme an Sonn- und Feiertagen, abgesehen von dem Frühdienst von acht bis neun Uhr, auf die Zeit nach dem Vormittags-Gottesdienst, also etwa zwischen elf und vier Uhr, beschränkt werden. Dieser Vorschlag unterliegt gegenwärtig der Erörterung der Reichsverwaltung und hat die größte Aussicht, verwirklicht zu werden.

Der Centralverband deutscher Industrieller hat über die Errichtung einer Stelle zur Vorbereitung des künftigen Abschlusses von Handelsverträgen dem Präsidenten des deutschen Handelskongresses Mitteilung gemacht. Diese Vorschläge sollen auch dem deutschen Landwirtschaftsrat mitgeteilt werden.

Der Kultusminister hat Grundzüge zur Ausföhrung der Beförderungsaufhebung für die mittleren und höheren etatsmäßigen Beamten in der Kultusverwaltung aufstellen und sämtlichen zum Geschäftsbereich der letzteren gehörenden Behörden, welche Beförderungen für diese Beamten anzuweisen haben, einschließend der Regierungen mitteilen lassen. Wegen Ausföhrung der Beförderungsaufhebung für die Professoren an den Universitäten ist, sowie für die Lehrer und Lehrer an den vom Staate zu unterhaltenden Lehranstalten ergeben besondere Bestimmungen.

Die Aufhebung der Königsberger Quarantäne, wodurch eine dreitägige Quarantäne für russische Schiffe angeordnet werden, erscheint allgemein bei Gegnern und Freunden der Anordnung unverständlich. Wie wir zur Ergänzung mittheilen wollen, sind von der Verordnung nur diejenigen Bestimmungen aufgehoben worden, durch die die Quarantäne angeordnet wurde, während die andern über das Treiben von Handelsschiffen und über die Maßnahmen beim Ausbruch der Cholera nicht aufgehoben sind. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß diese letzteren Bestimmungen ohne die Quarantäne ziemlich wertlos und wirkungslos sein müßten. Die dreitägige Quarantäne wäre auch nicht schon das Allerniedrigste gewesen, was im Interesse der Seuchverhinderung hätte gefordert werden müssen. Jetzt wird eine Verfüzung des Regierungspräsidenten, die angegebenermaßen mit Ermächtigung des Landwirtschaftsministers erlassen worden ist, ohne Angabe eines Grundes aufgehoben. Dazu schreibt die „Dtsch. Tg.-Bl.“:

Das ist ein unerbörtes Vorgehen. Sollte die Aufhebung wirklich dadurch veranlaßt sein, daß man angeblich keine geeigneten Quarantänestellen finden konnte? Die Regierung wird

Neun Monate Gefangenschaft beim Negus Menelik.

Einer derjenigen italienischen Offiziere, welche in absehnliche Gefangenschaft gerieten, der Major Camerra, damals Kommandeur des achten Eingeborenen-Bataillons, veröffentlicht gegenwärtig eine Schilderung seiner Erlebnisse während dieser Zeit. Wir entnehmen seinen Aufzeichnungen, die ein zuverlässiges Dokument über die den Italienern beim Negus zu Theil gewordene Behandlung zu sein scheinen, das folgende höchst anschauliche und lebendig gezeichnete Kapitel.

... Verhaftung, das Gesicht voll Blut, die Arme auf den Rücken gebunden, folgte ich nachmittags meinem Kameraden, einem hohen rangigen Offizier, dem ich mich schrittweise mit gemeinen Soldaten, die mich durch sehr überausgehende Mittel anspornen, meine Schritte zu beschleunigen, jedoch ich verfuhr war, sie zu verlangsamen; und den Schluß meines Marsches bildete ein ganz junger Bursche, der die Spitze und den Schwanz des Balg, seines Herrn, trug. Mit Schimpfworten überhäuft, von Schlägen und Stößen bedrückt, fühlte ich, wie das Blut in meinen Adern stockte, so unheimlich sehr hatte man mir die Arme gebunden und die Schultern durch zu enge Hefeln nach rückwärts zusammengedrückt. Dazu hatte man meine Dienstwaffe benutzt — das letzte Geschenk meines geliebten Vaters. Endlich blieb ich stehen und gab durch Zeichen zu verstehen, daß ich in solcher Verfassung keinen Schritt weiter gehen würde. Der Balg befiel, ohne sich zu erörtern, mich loszubinden. Der Mann, dessen Anblick so hart ausfiel, hatte also ein Soldatenberg, und allmählich erwaachte in dem Maße, als die Ertritterung des Kampfes schwand, menschliches Empfinden wieder in ihm. Von meinen Hefeln befreit, begann ich weiter zu marschieren, als ein junger Söldner, welcher sah, daß ich die Hände frei hätte, dies sofort benutzte, um mir einen aus meinen Hefeln herausgehenden Keil zu tragen und zu gehen. Ich trug ihn einige Minuten auf den Armen, dann ließ der Balg ab, als er sich umgeben hatte, mich auch von dieser Last befreien. ... Endlich erreichten wir mit Gottes Hilfe das ungeheure Schloß-Lager. Bald darauf traten wir unter das kleine Zelt eines Wächters. Eine unfröhlich lächelnde Skavin wusch der Seite gemäß dem Balg die Füße. Ich merkte sehr mich auf ein wenig Stroh. Sofort war ich umringt und wurde fast erstickt von einer dunn schmutziger, zerlumpter Kinder, die verschiedenartige, aber gleichmäßig eile Gerüche verbreiteten. Ein einziger dieser kleiner Schöner, ein Haas Nagelmaas, des Sohnes von Ras Malamen, war artig und nachher, er schloß sofort Freundschaft mit mir und ich sah ihm mein Portemonnaie

und eine kleine silberne Münze, die er sich sofort um den Hals hing. Der Balg sah diese wenig freudliche Freigebigkeit ziemlich mißgefällig an, mit, aber ich merkte ja, daß mir Alles, was ich besch, fortgenommen werden würde. Die Nacht brach herein und in dem Lager ging es zu, wie in der Hölle. Man hörte nur Gewehrlos, Siegesgeschrei, betäubenden Lärm, dazwischen endlose Erzählungen, die Prähler von ihren volkräftigen Tappferthaten zum Heilen gaben, die dumpfen Klagen derer, die ihre Toten beweineten und die murrenden Seufzer der Verwundeten und Sterbenden. Mein Herz war ich so erschöpft, daß ich trotz dieses Lärmes nicht einschlief. Seit 30 Stunden hatte ich nicht geschlafen und war seitdem eine ganze Nacht hindurch marodiert, hatte eine lange Schwäche mitgenommen und war endlich als Gefangener wieder von elf Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags marschirt. ... Während dieser Nacht vom 1. zum 2. März wurde im Zelte des Negus das Loos der gefangenen Offiziere beraten. Ich kann die Nichtigkeit des Gerichtes, das unliebt, nicht verbürgen, aber man sagte, die Kaiserin, Ras Mangalcha Johannes und vielleicht auch Ras Ali hätten für unseren Tod oder — eine noch schlimmere Qual! — unsere Verurteilung gestimmt. Der Negus widersetzte sich dem ausdrücklich, ließ uns das Leben und versoh, daß uns irgend ein Zeit gesten würde ich. Am nächsten Morgen kam plötzlich der Balg und befragt mich darü, mich auszusprechen. Ich dachte, ich sollte erschollen werden. Ich empfand darüber weder Furcht noch Bedauern, es schien mir vielmehr, als konnte mir nichts Unbilligeres passieren, als durch eine tüchtige Kugel in die Brust von meinem Unglück befreit zu werden. Als ich indeßen alle meine Kleidungsstücke ausgezogen hatte, hielt der Balg mich, meinen Bajonettsack, meine Weinfleider und meine Stiefel wieder anzuziehen und ihn zu folgen. Er führte mich zum Negus. Das kaiserliche Zelt war ganz in der Nähe. Der Negus thronte auf einer Art Bühne, besetzt mit einem prachtvollen, reich und goldenen Teppich bedeckt war. Ihm weihen fielen mir seine Frauentriche auf, die ursprünglich weiß gewesen waren, aber von ihrer ersten Reinheit nicht unbedeutend verloren hatten. Rechts und links standen die vornehmsten Beamten, hinter ihm stoffgewandte die Großwürdenträger des Hofes, die Eunuchen, Jagen und Diener. Ich betrat das Zelt, verbeugte mich vor Seiner Majestät und sofort begann er: „Wie heißt Du? Welchen Rang hast Du? Warum hast Du mich angegriffen?“ Ich nannte meinen Namen und meine Charge und antwortete, ich hätte auf Befehl meines Vorgesetzten angegriffen. Aber warum haben Dein Vorgesetzter Befehl gegeben, angzugreifen?“ „Weil Du nicht selbst angegriffen hast und einmal ein Ende gemacht werden mußte.“ Nach einer kurzen Pause ließ er mich noch durch den Dolmetscher fragen,

wieweil Offiziere gefangen wären. Ich antwortete, „ich glaube, es wären vier sechs oder sieben.“ Daraufhin entließ er mich und ich wurde nach dem Zelte des Balgs zurückgeführt, wo ich die Erlaubnis erhielt, mich wiederum anzuziehen. Auf diesem kurzen Wege war ich sieben oder acht Stunden und einen anderen italienischen Offizier begegnet. Von ihnen erfuhr ich, daß General Albertone und Oberst Nava unter den Gefangenen seien. Nun konnte ich erst die ganze furchtbare Ausdehnung unserer Niederlage erfassen! ...

Am 4. März Morgens befiel mir Alt-Johannes, mein Wächter, abermals mich auszusprechen, um mich zum Negus zu führen. Diesmal erlaubte er mir mitnehmen, unter dem Waffenschloß eine leichte Unterjacke anzubekleidigen. Ich muß gefesselt haben, was man sein Verb, keine Unterhosen und Strümpfe abgeben müßte, um vor dem Negus zu erscheinen, ein derartiges Cerimoniel überließ mein Verhältniß und ich dachte mit wachsender Ueberheit über die Geheimnisse der höchsten Ciquette nach. Das Räthsel löste sich bald. Der gute Balg sah voraus, daß ich in jedem Augenblick gefangenommen werden konnte, und wollte sich wenigstens den Besitz derjenigen Anhängel meiner Fesseln sichern, die ihm am angenehmsten und nützlichsten erschienen, weiter nichts. Am diesem Tage wurde ich in der Zeit nicht von Menelik empfangen; sein Adjutant, der Dolmetscher Ali Gebriel, der seitdem sich französisch sprach, legte mir in dieser Sprache, Se. Majestät hätte entschieden, mich zu dem König von Soblam zu schicken. ... Sofort wurde ich abgeführt, ohne daß man mir trotz meines Einpruchs erlaube, nach dem Zelte des Balgs zurückzukehren, wo ich gern meine dort gelassenen Sachen geholt hätte. Bis zum Lager von Zeal-Mainot war der Weg lang und besonders traurig für mich. Ich mußte durch eine doppelte, endlose Reihe gefangener Akarats gehen, denen allen auf Befehl des Negus die rechte Hand und der linke Fuß abgehauen waren. Einige dieser armen Kämpfer wurden zum achten Bataillon, die anderen, als sie mich sahen, Major! Major! und zeigten mir den Stumpf ihres Armes. Endlich erreichten wir das Zelt des Negus. Auf einem Teppich auf dem Boden liegend, beschäftigte er sich damit, gefasste Erben zu essen. Er ließ mich kaum eintreten und schickte mich sofort zu dem Ras Balore, der mich nicht einmal empfang, sondern zu einem alten Wambarras (Befehlshaber einer Ambab-Postung) Namens Uquida, führen ließ.

Bei Uquida blieb ich bis Mitte April. Alles in Allem war, da er im Grunde ein gutmüthiger Mann war, mein Loos bei ihm nicht schlecht gewesen, denn ich eine kaiserliche Leutnant hatte an dem Tag leben können. Aber er hielte für mich kein Feind dar und mein damals vielleicht ungenügend gewertheteter Kopf war derart, daß ich ihn nicht verbergen konnte. So verabschiedete auch Uquida mich schließlich förmlich.













[Nachdruck verboten.]

## Das Haus der Schatten.

32)

Roman von Robert Kochrauf.

Erſchreckt, beſtürzt, in ſeinem Gefühl, ihr einen Dienſt erwieſen zu haben, ſcheinbar getäuſcht, griff Wäſſermann mit unruhigen Händen in die Luſt, um ſeinen Kummer und ſeine Reue der verehrten Beſchüßerinnen des geliebten Kindes auszudrücken. Sie aber legte beſchwichtigend die Hand auf ſeinen Arm und ſagte mit der ruhigen Freundlichkeit, die ſie wiedergefunden hatte: „Grämen Sie ſich nicht, ich wußte ſchon Alles von meinem Bruder, und Sie haben mir wirklich einen großen Dienſt erwieſen. Ich danke Ihnen. Gehen Sie jetzt, und wenn Sie mir noch behilflich ſein können, bitte ich Sie zu mir.“

Die Sorge verſchwand bei ihren Worten aus ſeinen Zügen, er faßte ihre Hand, die ſie ihm gütig reichte, und ging zur Thür, um ſich dort noch einmal umzuwenden und Frau Ina geheimnißvoll und freundlich zuzuwinken. Als er draußen war, barg er die Tafel, die ihm Stimme und Sprache war, ſorgſam wieder auf der Bruſt unter dem Rock; indem er aber nun der Treppe zuſchritt, die nach unten führte, ergriff ihn die Erinnerung an das eben Geſchehene mit erneuter Macht, und die Häuſte ballend ſchüttelte er ſie drohend nach der Richtung des Hauſes, wo er Doktor Jaſch vermuthete.

Vielleicht hätte er die Hände nicht ſo zornig erhoben, wenn er gewußt hätte, was dort im Augenblick geſchah. Doktor Jaſch mußte vor Kurzem erſt heimgekommen ſein. Er ſah, den leichten Ueberzieher noch auf dem Körper, an ſeinem Schreibtisch; den Hut hatte er vor ſich hingelegt, dicht neben die Lampe, die er entzündet, aber nur mit dem Cylinder, nicht mit der Kuppel bedeckt hatte. Die hielt er in den Händen, wie gelähmt für einen Augenblick durch die Erſcheinung, die ſo plötzlich vor ihn getreten war, durch die Worte, die auf ihn niederfielen wie ein Gewitterschauer. Er hatte das verzerrte, wuthgefüllte Geſicht, das nun wirklich dem eines raubgierigen, mordluſtigen Thieres gleich, der Frauengeſtalt neben dem Tiſche zur Linken zugewandt und das unverhüllte Licht ließ die Bosheit und Tücke ſeiner Züge, von denen die glatte Maſke jetzt herabgefallen war, deutlich hervortreten.

„Mein Sohn, jawohl, mein Sohn,“ ſagte die Frau, indem ſie mit der rechten Hand auf ihre Bruſt ſchlug, in einem Tone, deſſen ſtammelnde, athemloſe Wuth ſchrecklicher war, als ein lautes Geſchrei. „Mein iſt er geweſen von Anfang an, denn Du haſt ihn gehaßt und verleugnet ſeit dem erſten Tage. Er hätte mein Glück werden können, und Du haſt ihn mir genommen! Du haſt ihn hinausgeſtoßen zu Fremden, wo die Liebe der Mutter ihm fehlte, von wo das Heimweh ihn forttrieb in die weite Welt. Aber das war es ja, was Du wollteſt. Ermorden konnteſt Du ihn nicht — es war nicht die Liebe, nicht die Tugend, nicht Dein Vatergefühl, was Dich davon zurückhielt, es war nur die ganz gemeine Furcht vor Strafe und Entehrung,

— ſo haſt Du ihn verſchwinden laſſen, ganz heimlich, ganz ohne Geräuſch und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen.“

Er hatte ſich während ihrer Rede erholt von dem Schrecken, den ihr plötzliches Auftauchen in dem halbdunklen Zimmer bei ſeiner Heimkehr ihm verursacht hatte; die verdamnten Nerven ſpielten ihm jetzt manchmal einen Streich! Aber nun hatte er ſich wiedergefunden, und mit der ruhigen Kälte, die er ihr gegenüber zu zeigen pflegte, ſchaute er, ein wenig lächelnd, zu Fräulein Tiefens hinüber. Dann ſtand er auf, deckte die Kuppel auf die Lampe, daß mattere Helle ſich über das Zimmer breitete, zog langſam den Ueberzieher aus, hing ihn an einem Kleiderhalter neben der Thür und ſagte, zum Schreibtisch zurückkehrend: „Wenn es Dir möglich iſt, ſo laß uns die Sache etwas weniger theatraliſch behandeln.“

Ohne auf ihn zu hören, fuhr ſie fort in ihrer leidenschaftlichen Rede; der Zorn allein, der ihr in der Bruſt emporquoll, hatte ſie für einen Augenblick verſtummen laſſen. „Aber Du haſt Dich getäuſcht, wenn Du gemeint haſt, er wäre ſo gefällig geweſen, zu verſchwinden auf immer. So wahr ich ſelbſt in dieſem Augenblick vor Dir ſtehe, mein Sohn lebt!“

Er hatte vom Tiſch eine feine Pinzette ausgeſtolen und zupfte damit an den langen, röthlichblonden Haaren, die auf den Ruſenſeiten ſeiner Hände wuchsen. „Das iſt ja intereſſant,“ ſagte er höflich und kühl.

„Jawohl, er lebt! Und nicht ſo weit von Dir, wie Du es wünſchen möchteſt, nein, ganz in der Nähe, in dieſer ſelben Stadt, in dieſem ſelben Hauſe!“

Wenn ſie gemeint hatte, Ueberräſchung und Schrecken auf ſeinem Geſichte zu leſen bei dieſen Worten, ſo hatte ſie ſich getäuſcht. Sie ſah auch jetzt wieder das glatte Lächeln auf ſeinen Zügen, und dieſer Anblick vermehrte noch ihre Wuth. „Du haſt ihn von Dir geſtoßen, aber er iſt doch wieder zu Dir zurückgekommen. Der Zufall, — oder ſoll ich es Schickſal nennen Dir zum Aergern, Du meineidiger, glaubensloſer, frivoler Bube? — ja, das Schickſal hat ihn hierher gebracht unter das Dach dieſes Hauſes!“

„Etwas leiſer, wenn ich bitten darf. Du wirſt die Leute hierher ſchreien, und ich dachte, es wäre Dir nicht erwünſcht, wenn man von unſerem Verkehr erſühre.“

Sie hatte nun wirklich die Stimme zu lautem Drohen erhoben, die Worte, die zuerſt einzelnen, ſchweren Regentropfen gleichen hatten, ſtrömten jetzt feſſellos hervor in ungehemmter, mächtiger Fluth. Auch ſeine höhniſche Warnung brachte ſie nicht zum Schweigen oder zur Mäßigung.

„Mögen Sie's erfahren, ich frage nicht mehr danach. Ich ſelbſt, ja, ich ſelbſt möchte es ihnen entgegenrufen: ich bin in Schmach und Jammer, aber hier iſt der Mann, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin! Um ſeinethwillen habe ich Ehre, Familie und Heimath verloren, um ſeinethwillen habe ich im Schatten der Sünde gelebt ſeit vielen Jahren. Und was hat er mir gegeben für meine Opfer? Hohn und Verachtung, Spott und Mißhandlung. Er hat nicht gegeben, er hat nur genommen. Den Sohn, den ich liebte, der mir hätte erſetzen können, was ich verloren hatte, — von der

Brust hat er ihn mir gerissen und ihn seiner Mutter entfremdet!"

Mit einer Stimme, scharf und hart wie das Metall, das er noch immer in der Hand hielt, unterbrach sie der Mann. „Du schwärmst und phantasierst. Es wäre nützlicher für Dich und mich und vielleicht auch für einen Dritten, wenn Du mit vernünftigen Worten mir sagtest, was Du erfahren hast, wann, wie und wo Du es erfahren hast.“

„Ich will es Dir sagen,“ gab sie mit ungeminderter Leidenschaft zur Antwort; „weil ich nicht glaube, daß es ihm Schaden bringen kann, und weil es Dir zeigen soll, daß es ein Schicksal und eine Vergeltung giebt. Oder ist es vielleicht keine Kette von Ursache und Wirkung, wenn dieselbe Frau, durch deren Hilfe Du den Sohn von Dir und mir losreißen wolltest, hierher kommen muß in dieses Haus durch Deine Schuld, um den Verlorenen wiederzuerkennen nach vielen Jahren? Ich sage: durch Deine Schuld! Hättest Du einem kranken, schuglosen Kinde die Hilfe nicht verweigert, die Du ihm und seinem Vater zu vielen Malen versprochen hattest, niemals hätte das Kind hier eine Zuflucht gefunden, niemals hätte jene Frau, die ihm verwandt ist, die Schwelle dieses Hauses betreten.“

„Was ist das für eine Frau, von der Du redest?“ Er hatte die Pinzette jetzt auf den Tisch gelegt, den Kopf zurückgeworfen und schaute sie mit kalten Blicken gebieterisch an.

„Dieselbe, der Du den Knaben übergeben hast und der er entlaufen ist. Ich kenne sie, Du weißt es, denn in der ersten Zeit hattest Du es mir erlaubt, mein Kind noch zu weilen zu sehen, und als Du es mir verboten hattest, bin ich noch einmal heimlich dort gewesen. Es ist zu lange her, und mein Sohn war zu klein, als daß ich ihn jetzt hätte wiedererkennen können, wenn er mir begegnete, hier, in diesem Hause! Aber die Frau ist hierher gekommen, ich habe sie gesehen, und sie ist eine zuverlässige Zeugin, wie Du anerkennen wirst.“

Er war aufgestanden und ging auf der Schattenseite des Zimmers ein paar Mal auf und nieder. Dann stellte er sich, ein böses, gefährliches Lächeln auf dem Gesicht, nahe vor Fräulein Tietjens hin. „Nun, meine Theuere, ich sehe, Du bist ganz gut unterrichtet. Aber ich bin doch immer noch ein wenig rascher und besser au fait, als Du mit Deiner Frauenzimmerklugheit. Was Du mir da als ein großes, neu entdecktes Geheimniß austramst, ich habe es schon seit vierzehn Tagen gewußt.“

„Du hast es gewußt?“ stammelte sie, von Ueberraschung für einen Moment gelähmt.

„Und Du selbst warst so gütig, mir auf die Spur zu helfen.“ Er hatte die Schublade seines Schreibtisches geöffnet, das kleine Gebetbuch, das er bei Neuert gefunden hatte, herausgenommen und warf nun mit einer nachlässigen Bewegung auf die Platte des Tisches.

„Dies Buch? Ich verstehe Dich nicht, — ich habe es ihm gegeben, als er noch klein war, als ich ihn das letzte Mal besuchte.“

„Und ich habe es bei ihm gefunden, als er ein großer Schlingel geworden war.“

Sie blickte schweigend in das Buch hinein, das sie emporgehoben und geöffnet hatte, las die Worte, von ihrer eigenen Hand auf die erste Seite geschrieben, und als sie nun wieder sprach, hatte die haltlose Leidenschaft einer ruhigen Würde Platz gemacht. „Du hast es also gewußt! Und hast es über das Herz gebracht, mir nichts davon zu sagen, obwohl es Dir nicht fraglich sein konnte, daß unser Sohn das einzige Band war, das es zwischen uns noch gab. In der Hoffnung, mit Deiner Hilfe

ihn doch vielleicht noch einmal wiederzufinden, bin ich in Deiner Nähe geblieben, in der Nähe eines Mannes, den ich verachtete. Um dieses Sohnes willen habe ich Dich nicht verlassen, wie ich es lange gefollt hätte, und habe Spionendienste bei einer Frau verrichtet, die Du begehrtest, — denn Du kennst keine Liebe. Ja, ich will Dir das Letzte noch sagen: im Herzen habe ich einen Traum genährt, es könnte vielleicht an unserem Lebensabend, wenn Du alle äußeren Ehren erreicht hättest, die Du erstrebtest, eine gemeinsame Aufgabe für uns werden, das Glück unseres wiedergefundenen Sohnes zu fördern. Heute hast Du mir auch diesen Traum genommen. Es giebt nun keine Verbindung mehr zwischen Dir und mir. Meinen Sohn aber fordere ich für mich. Geh' Du Deines Weges und laß' mich meinen gehen, aber vorher soll dieser unglückliche, kranke, verlassene Mensch dort oben erfahren, daß er noch eine Mutter hat.“

„Ein hübscher Abgang,“ sagte der Doktor, „Du würdest einen Applaus haben, wenn Du mit dieser Rede von der Bühne abträtest. Aber hier sind wir im Leben, nicht auf der Bühne, und darum muß ich Dir sagen, daß Deine Sentimentalitäten diesem Burschen gegenüber durchaus nicht angebracht sind. Wir wollen nicht darüber streiten, von wem er seine vortrefflichen Eigenschaften geerbt haben mag, — jedenfalls hat er sie mit Virtuosität ausgebildet. Er ist keineswegs ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden.“

„Hast Du etwa versucht, es aus ihm zu machen?“

Ohne auf ihre Unterbrechung zu achten, fuhr er fort. „Nein, er ist überhaupt kein Mitglied der Gesellschaft mehr. Er hat sich selbst von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Er ist, — ich habe die Beweise dafür in den Händen — ein Feind der öffentlichen Ordnung, ein Mann des Umsturzes, er ist, ich muß es mit Bedauern aussprechen, ein Anarchist geworden.“

Eine plötzliche, furchtbare Veränderung ging mit ihr vor. Ihr Gesicht verzerrte sich und wurde einer weißen, schmerzenthstellten Todtenmaske gleich. Ihre Augen ruhten für einen Augenblick auf dem Buch und einigen Papieren, die der Doktor mit ihm zugleich auf den Tisch gelegt hatte, dann hielten sie sich mit einem Ausdruck steinernen Entsetzens auf sein Gesicht. Sie hob die Hände hoch empor und griff mit den Fingern, die sich zusammentrampften, in die leere Luft. Er glaubte zuerst, sie wolle sich auf ihn stürzen, und faßte nach einem scharfen, ärztlichen Instrument, das in seiner Nähe lag, aber sie berührte ihn nicht. Auch dauerte das tiefe Schweigen, das entstanden war, nur einen kurzen Moment. Dann kam ein Schrei aus ihrer Brust, ein wilder Ton des Abscheus und der Verzweiflung, und indem sie ihn zurief: „Jetzt weiß ich, was Du mit ihm vor hast!“ ergriff sie das Buch und die Papiere, drückte sie an ihre Brust und stürzte an dem Doktor vorüber zur Thür, die sie aufriß und laut hinter sich zuwarf.

„Teufel!“ murmelte er. Ein kurzes Nachdenken fesselte ihn noch an seinen Platz, dann griff er eilig nach seinem Hut, eilte gleichfalls zur Thür und stürmte die Treppe hinunter.

Abwärts führte ihn sein Weg, aufwärts glitt ihre Gestalt über die knarrenden, ausgetretenen Treppen des alten Gebäudes. Aufwärts, bis sie im Siebelraum vor Neuerts Zimmer Halt machte und einen Augenblick Athem schöpfte nach ihrem eiligen Lauf. Dann klopfte sie leise an die Thür des kleinen Gelasses, das ihr Sohn bewohnte.

(Fortsetzung folgt.)





so leuchtigen Kinderfreundes Propolius den schattenspendenden bei dem Ausmarsch anno 1432 nicht in Benutzung gewesen Sonnenjchirm von dunkeln und hellen Farben über sich auszuspannen, nicht gerade zum Vortheil der nun nicht erkennbaren jugendlichen Trägerinnen und nicht zu Gunsten des Schlusßbildes des Festzuges. Die Musikkorps liegen es an klingendem Spiel nicht fehlen.

Auf dem Festplatz begann alsbald ein buntes Treiben. Die Kinder vergnügten sich mit Vogelschießen und mit allerlei anderen Spielen. In den Sälen des Schützenhauses wogten ältere Generationen trotz aller Hitze sich im Tanze. Um den ganzen großen Festplatz sind schmucke Zelte von tadellosem Leinwandstoff, straff, niet- und nagelfest aufgebaut, welche für zahlreiche Familien während der Festwoche eine echte und rechte, lustige Sommerwohnung bei Tage über bilden. Ich zählte einige fünfzig solcher Familienzelte. Sie sind wahre Musterstätten der Gastfreundschaft. Wer eintritt, ist willkommen. Jedes Zelt ist vollständig und fein ausmöblirt, mit Gardinen ausgefattet und die Hausfrau fügt auch hier zu dem guten „den Glanz und den Schimmer“. An der Südfront des Platzes befindet sich das Zelt des Magistrats und der Stadtvertreter. Ein Einblick gelang mir nicht, denn eben begrüßte, als ich vorüberkam, das Stadtoberhaupt, der Oberbürgermeister, umgeben von den Stadtvätern, die Kommandeure der in Naumburg in Garnison stehenden Truppen. In der Westfront der mehrfach auch mit Gas-einrichtung ausgestatteten lustigen Bauten befand sich das große, höchst behaglich und geschmackvoll ausgestattete Lehrerzelt. In der Ostfront erregte ein Zelt, über dessen Portal drei kleine, bunte, vom Alter und der Witterung schon etwas sehr mitgenommene Delbilderchen angebracht waren, die Aufmerksamkeit; die Bilder stellten, aus der Hiertonie zc. zu schließen, Szenen dar aus dem heiteren Verkehr der Themis mit den Jüngern der Jurisprudenz. Man nannte den geräumigen Bau „das Referendarienzelt“. Sowohl Nachmittags als auch in später Stunde ging es darin sehr still zu. Man vermutete, daß alle Fidelitas der jungen Juristenwelt für den folgenden Abend aufgespart würde, an dem seit rechtsverjährter Zeit die Referendarien ihren humorvollen Umzug mit bunten Laternen halten. Auch ein Reglerklub hatte ein eigenes Heim aufgeschlagen und kredenzte in gut thüringischer Gastfreundschaft den Labetrunk in ungezählten Auslagen. Doch wo bleiben denn, werden die geehrten Leser nun fragen, die Kirchen, die dem Feste den Namen gegeben? Ich gestehe, ich habe nicht eine zu Gesicht bekommen; möglich, daß sie in Folge der neuen, massenhaft schon verbreiteten Kirchsbaum-Krankheit, der Monilia fructigena (Fruchtschimmel) bei den Sauerkirschen und des Clasterosporium Amygdalearum bei den Südkirschen, total mißrathen sind oder sich jetzt für etwa 3000 Schulkinder nicht mehr beschaffen lassen und deshalb vom Vergnügungs-Menu gestrichen sind. Dagegen konnte man in dem großen Zelt der altrenommirten Furchtschen Konditorei sehen, wie schnell die hohen Aufhänge von Kirchsuchen Abnehmer fanden. Ueberall wurden bunte Postkarten beschreiben, die in köstlicher Ausführung die Szene zur Darstellung brachten, als der Meister Wolf seine Rinderschaar dem anfangs so blutdürftigen Propolius, umgeben von seinen bösbärtigen Rittern und Reifigen, vorstellt und wie dann ein lustiger Kindertanz, verbunden mit Kirchschenpfänden, darauf folgt.

Bei eintretender Dunkelheit strahlten der Platz und die ganze Zelt-Kolonie im Lichterglanz, bunte Lampions umrahmten die Portale der Sommerbauten, drinnen in den „guten Stuben“ wurde getafelt, und überall bis zur späten Nachstunde traf man heitere Kreise, nirgends eine unliebsame Störung.

„So werden noch viel fröhliche Menschen  
Lang nach uns des Festes sich freu'n!“

Wohl ihnen! Ist doch Heiterkeit, wie Göthe sagt, die beste Bürgschaft für ein langes Leben.

## Allerlei.

**Eine werthvolle Statue.** Als diesjährige Preisaufgabe ist vom Kaiser die Ergänzung des Kopfes am Gypsabguss der sogenannten Saburoffschen Bronzestatue bestimmt worden. Ueber die Statue, die sich seit März 1884 im Besitze der königlichen Museen zu Berlin befindet, veröffentlicht R. Kefulé von Stradonitz im „Jahrbuch der königl. preuß. Kunstsammlungen“ einige archäologische Bemerkungen. Die Bronzestatue wurde danach seiner Zeit mit dem größten und wichtigsten Theil der früher Saburoffschen Sammlung (Marmorwerken, Bronzen, bemalten Vasen) für die königlichen Museen angekauft. Bei

den ungefähren Schätzungen, die dem gesägten Gesamtwerte zu Grunde lagen, hat man den Werth dieser Bronzestatue auf 80 000 bis 100 000 Mark angeschlagen, ein Anlitz, der bei der Seltenheit großer antiker Bronzefiguren und bei der ungewöhnlichen Schönheit des Werkes nicht zu hoch war. Italiensische Fischer hatten die Figur angeblich im Bufen von Salamis aufgefischt; sie kam zunächst in Privatbände, wechselte dann mehrfach den Besitzer, bis sie schließlich v. Saburoff, russischer Gesandter in Athen, von einem athenischen Kunsthändler kaufte. Wenn über den wahren Fundort auch nichts Bestimmtes bekannt ist, so lehrt doch der Augenchein, daß die Figur im Meere gelegen hat. Die ganze Oberfläche ist so zernagt und zerfressen, wie es sich nur durch die lang andauernde Einwirkung des Seewassers erklärt. Außerdem sah man auch bei der Ueberführung in die Kgl. Museen auf einigen Stellen der Oberfläche Ablagerungen des Meeres, Theile von Muscheln und dergleichen, welche später behutsam entfernt worden sind. Es sind dies die Stellen, die jetzt kupferfarben bloßliegen. Rechts und links vom Halse, nach den beiden Schultern zu, erkennt man die deutlichen Spuren von je zwei Loden. Sie heben sich vollkommen klar durch die bessere und glattere Erhaltung der Stellen, auf welchen die Loden aufsagen, aus der rauheren und helleren Umgebung heraus. Diese eini von den Loden bedeckten Stellen zeigen die Einwirkung des Meerwassers nicht, sie müssen also bis zur Auffindung durch die Loden geschützt gewesen sein. Mehrmals ist die Vermuthung geäußert worden, daß die Statue bei ihrer Auffindung ihren Kopf noch besaßen, der dann gewaltsam abgeschnitten und einzeln verkauft worden sein möge. Der scharfe Rand des Halses mit seiner schwachen Oxidation könnte auch diese Meinung stützen. Kefulé von Stradonitz erklärt die Beschädigung indeß auf andere Weise. Die Statue lag als Ganzes mit ihrem Kopfe lange Zeiten im Meer. Das Salzwasser, das auch durch die Augen- und Mundöffnung ins Innere drang, loderte die Fugen. Die Fischer, welche die Figur aufschwanden, haben sie an den Fischen und Weinen gepackt. Der nach unten hängende Kopf wurde durch das Gewicht des im Innern befindlichen Wassers in seinen geloderten Ansetzungen sammt den Lodenenden vom Körper abgelöst und verschwand in der Tiefe, als der Körper herausgezogen wurde. Denn nicht nur der Kopf war einzeln gegossen und angefest, sondern auch noch andere Theile. Vollig deutlich zeigen die beiden Arme die Ansetzungen. Der Fuß ist übrigens nur mangelhaft gerathen, und größere und kleinere Flicken dienten dazu, die Fußschleier zu verdecken.

Daß dem ersten Beruf der Krankenpfleger auch die humorvolle Seite nicht fehlt, davon legt, das kleine der letzten Nummer der „Frauenhilfe“ entnommene Gedicht einer Schwester des von Herrn Professor Zimmer geleiteten Co. Diatonievereins in Herborn Zeugniß ab. Es lautet:

Aus dem Kinderhospital.  
„Kurt, wie geht es Dir, mein Junge?  
Zeige mir doch mal die Zunge! —  
Ja, die ist ja wunderschön;  
So, nun laß den Puls mal sehn.  
Zweihundsechzig, auch ganz gut!  
Stehst Du, Junge, immer Mutz —  
Und wie war denn heut die Nacht,  
Hast Du wieder viel gemacht?“  
„Nein, ich hab geträumt sogar,  
Daß ich in dem Himmel war,  
Und da war ich immerzu  
Solch' ein Doktor, grad wie Du.  
Aber Du warst Engeljunge,  
Und Du zeigst mir die Zunge,  
Und ich gab Dir jeden Tag  
Medizin, die ich nicht mag!“

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Ludwig XIV. in Wort und Bild.** Mit ca. 550 Text-illustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit von Emil Bourgeois, übertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein. Lieferung 13 bis 20 à 60 Pfennige. Verlag von H. Schmidt u. C. Günther in Leipzig. Die bekannte Verlagshandlung, welche sich bereits mit der Herausgabe mehrerer das Leben Napoleons I. behandelnder Werke rühmlichst hervorgethan hat, bietet mit diesem Lieferungswerke dem deutschen Volke für einen äußerst wohlfeilen Preis wiederum eine ganz hervorragende literarische Gabe. Autor und Verleger unternehmen es, das Leben des glänzenden Fürsten, welchen die Geschichte mit Recht den Sonnenkönig genannt hat, in umfassender Weise zu schildern; sie bieten neben einer ungemein feinfelnden und historisch-getreuen Darstellung einen in seiner Reichhaltigkeit geradezu unerreicht dastehenden Bilderreichtum, den sie den französischen Gallerien, sowie den Staats- und Privatansammlungen entnommen haben. Die vorliegenden 8 Lieferungen 13 bis 20 enthalten nicht weniger als 10 Voll- und 149 Textbilder. Wer sich für die Geschichte jener Zeit interessiert, dem sei das kostbare Werk angelegentlich zur Anschaffung empfohlen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto F. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.